

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 21  
  
**Rubrik:** Weltwochenschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Weltwochenschau

## „Geistige Landesverteidigung“.

In allen Zeitungen steht heute dieser Ausdruck, und es gibt eine Reihe von Leuten, die sich darüber ärgern wie über unzeitig geäußerte fromme Sprüche. Woher mag es kommen, daß bestimmte Begriffe sofort derartiger Abneigung begegnen? Ahnt man instinktiv, daß damit allerhand Mißbrauch getrieben werden soll? Daß irgendwie „das Ding nicht stimmt“?

Die materielle Landesverteidigung ist handgreiflicher. Waffen, Munition, Ausrüstungsgegenstände des Soldaten, zivile Reserven aller Art, alles auf der Höhe der neuzeitlichen Aufgaben . . . Organisierung des Verkehrswezens im Hinblick auf Kriegserfordernisse, Organisierung der Wirtschaft, des Finanzwesens mit dem Seitenblick auf mögliche Notlagen . . . das ist es. Und daß die Leute, die diesen Apparat in all seinen Teilen betreuen, nicht verkalbt und korrupt seien, daß vom obersten Beamten im Dienste des Landes bis zum letzten Füsilier und Sanitätler der Armee jeder sein Handwerk mit höchstem Fleiß und bestem Geschick verseehe . . . das ist schon, mit Verlaub zu sagen, mehr als nur materielle, das ist schon geistige Landesverteidigung. Denn es handelt schon vom Geiste der Truppe, vom Geiste der Beamtenerschaft, vom Geiste der wirtschaftenden Bevölkerung.

Auf den Geist kommt es an, ob der Apparat schließlich was taugen wird. Auf die Moral jedes einzelnen Soldaten. Keinem Vernünftigen ist es jemals eingefallen, das zu bezweifeln oder abzustreiten. Warum nun auf einmal die Forderung, das Land sei „auch geistig zu verteidigen“, erhoben wird, das eben möchte man wissen, und auch, was denn eigentlich zu geschehen habe. Nur der, dessen Frömmigkeit nicht echt ist, versucht extra fromm zu tun. Und nur jene, die ihrer geistigen Haltung nicht ganz sicher sind, rafften sich zusammen und fangen an, zu betonen . . .

Wir wissen, daß der Präsident des SSW, Felix Moeschlin, vor langen Jahren schon beim Bundesrat vorstellig wurde, die Gefahr der geistigen Entnationalisierung durch ausländische Filme zu bekämpfen. Wir wissen auch, daß man im Bundeshaus keinen andern Standpunkt einnahm als den polizeilichen: Mit der Filmzensur hoffte man der Sintflut beizukommen, während Moeschlin eigene Filmproduktion, und zwar bessere als die der Ritzfilmkonzerne, verlangte! Wir vernehmen, daß der SSW in seiner diesjährigen Generalversammlung beschlossen hat, unverzüglich die nötigen Schritte zu tun, die notwendig seien, das Heimatland geistig zu verteidigen. Man ist gespannt auf diese unverzüglichen Schritte der Schriftsteller. Hoffentlich bleibt es nicht bei Unternehmen wie etwa dem „Bernischen Dichterabend“ im Schänzli, der im Namen dieser Parole aufgezogen wurde und der weiß Gott nichts anderes war als ein Versuch, Persönlichkeiten bernischer Schriftsteller „zu verteidigen“.

Auch der Versuch der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft, eine Radioabonnementsgebühr-Erhöhung von 3 Franken mit dieser Parole zu begründen, ruft bitteren Kritiken . . .

## Der Völkerbund in Canossa.

In Genf erhielten die einzelnen Mitglieder des Völkerbundes die Ermächtigung, ihre Beziehungen zu Italien und Abessinien nach eigenem Ermessen zu regeln, das heißt sich zu verhalten, wie sie es ohnehin schon getan, das italienische Imperium anzuerkennen, Abessinien fallen zu lassen und sich womöglich den Teil der Beute, den das neue Kolonialgebiet verspricht, durch Kapitalbeteiligung zu sichern. Nichts war überflüssiger als das. Aber Genf glaubt, ein juristisch formulierter Zustand sei ein wirklicher Zustand, und juristisch nicht geregelte Situationen seien keine Wirklichkeiten . . . also will es der Geist der Menschen, die dort unten den Ton angeben und durch die Papierproduktion und den Resolutionschwall redlich beigehten haben, nahezu zwei Jahrzehnte lang die wahre, harte Wirk-

lichkeit zu verschleiern. Oder wäre an diesen Versuchen, die Welt durch rechtliche Formeln zu zügeln, doch etwas? Jemand hat gesagt, das Recht suche in der Welt der Gewalt Wurzel zu fassen wie ein Samenkorn auf urzeitlichem Granit, und keine Verwitterungspalte sei nebensächlich, und jede Ritze dienlich, um in die Steinwelt einzudringen. Also dürfe man nicht spotten über die Versuche, das Recht gewissermaßen einzuschmuggeln in die Ritze und Verwitterungspuren der harten Gewalt . . .

Tragisch und unheimlich für den, der zu sehen vermochte, wirkte das Erscheinen des Negus mit seiner Delegation in der Versammlung, war das Verlesen eines Begehrens, man möge international untersuchen lassen, ob Italien wirklich Abessinien erobert habe. Es wird nichts untersucht, und der Fürst ohne Land und vielleicht bald ohne Geld, der „siegreiche Löwe von Juda“ wird weiterhin im britischen Imperium wohnen und beobachten, was das italienische Impero aus den äthiopischen Provinzen macht. Die Nachrichten lauten bis heute nicht ermutigend. Was die abessinische Delegation behauptete, soll nach britischen Beobachtungen weitgehend stimmen: Die Guerilla wütet allenthalben; die Ueberfälle auf italienische Abteilungen wollen kein Ende nehmen. Ganze Provinzen sind in den Händen der Eingebornen, in manchen Gegenden beherrschen die Eroberer nur die Garnisonsstädte und ihre nächste Umgebung; die Bahnstrecke Addis-Ababa-Dschibuti wird öfters unterbrochen; erythraische Abteilungen gehen da und dort zu den Rebellen über; die Amharen und Gallas begraben ihre religiösen und regionalen Streitigkeiten und planen für die nächste Regenzeit größere Aktionen, der Negus wird aufgefordert, sich an die Spitze des Aufbruchs zu stellen; die Eingebornen treiben Produktionsfabotage, verweigern die Annahme der Papierlira und halten am Maria Theresienthaler fest; eingeborne Arbeiter sind kaum zu engagieren und beanspruchen viel zu hohe Löhne; der europäische Import und der abessinische Export werden durch die Suez-Kanal-Zölle sehr verteuert . . . kurz und gut, Italien kämpft um sein Imperium jenen harten Anfangskampf, den vor bald hundert Jahren Frankreich um seine nordafrikanischen Länder kämpfte. Es sind die Engländer, die verstehen, daß diese anscheinend ungeheuren Schwierigkeiten dennoch nicht zu überschätzen seien, und die darum nicht auf die Illusion verfallen, man dürfe Italien etwa wegen der Anspannung in Afrika allerlei Konzessionen abpressen. Und darum haben auch die Engländer den Völkerbund „nach Canossa“ geführt und den Akt vorbereitet, auf den es Rom ankommt: Auf die Erklärung Genfs, daß die Mitgliedschaft Abessiniens in der SDN erloschen sei, „wegen Ablebens des wertigen Mitgliedes“.

Aber es ist wiederum England, das sich überlegt, die afrikanischen Anspannungen Italiens würden dem Duce verbieten, sich zu weit in andere Abenteuer einzulassen. Und es ist England, das auf diese Erwägungen einen ganzen europäischen Friedensplan aufzubauen hofft. „Entgegenkommen“ heißt die Formel . . . Italien selber wird einsehen, daß es ebenfalls auf halbem Wege entgegenzukommen habe. Es braucht nicht einmal sichtbar zu demonstrieren, daß es überhaupt „einen Schritt tue“. Die Hauptsache, daß es nicht anderswohin gehe. Und daß es seinem Achsenverbündeten Deutschland keinen besondern Mut mache, gewisse Wege allzu eifrig zu beschreiten.

„Entgegenkommen“ lautet die Formel auch in der britischen Behandlung Berlins. Es war ein außerordentliches Ereignis, als britische Persönlichkeiten ersten Ranges, führende Politiker und Minister, den sudetendeutschen Führer Henlein empfingen und mit ihm verhandelten, als ob er schon Chef einer wirklichen Regierung und offizieller Abgesandter einer weltöffentlich anerkannten Macht sei! So etwas hat sich je und je ereignet, aber nur zu Kriegszeiten: Man öffnete Rebellenführern die Türen, um feindliche Regierungen zu unterminieren! Vor etwas mehr als 20 Jahren wurden die tschechischen Revolutionäre in Paris und London großgezogen . . . Masaryk hieß es damals, Henlein

heißt es heute. Interessant ist nur, daß London mit Prag nicht im Kriegszustand lebt, den egerländischen Konrad also gar nicht wie einst Masaryk gegen die feindliche, sondern gegen die „Schutzverbündete“ Macht auszuspielen scheint!

Man hat nach den bitteren Verhandlungen in Genf, die dem ganzen zwanzigjährigen Komödientheater die Krone aufsetzten, das Gefühl, als sei doch „etwas gegangen“. Die Diktatoren wurden nicht etwa in ihren Plänen und Parolen moralisch bekräftigt. Die Formulierungen, die den Staaten die Anerkennung des neuen römischen Kaisers ermöglichen, sind nur gerade so gehalten, daß man die britische Absicht erkennt: Den Italienern die Brücke zu bauen, die sie brauchen, um England die Friedensstifterrolle zwischen Berlin und Prag zu ermöglichen. Ja, man hat das merkwürdige Gefühl, als ob diese Friedensstiftung den Zweck habe, den alten Vier- oder Fünfpaktplan Mussolinis, diesmal aber als britischen Plan, vorzubereiten, und als ob Mussolini und Chamberlain heimlicher Weise enger als sie zeigen, zusammenarbeiteten.

—an—

\* \* \*

## Kleine Umschau

Man vernimmt so mancherlei, wenn man unter die Leute kommt — erhebendes sicherlich auch, aber noch mehr bedrückendes und beklemmendes. An letztem Feiertag feierten die Sonnenfleckschuld, erzählte uns heute eine Frau, sie hätte es in einer medizinischen Zeitschrift gelesen. Die würden unser Handeln im schlimmen Sinne beeinflussen und bedrückende Stimmungen in uns auslösen. Wieder eine Erklärung für die schweren Zeiten, die wir durchgehen, und die so viele zu der tief aufkehlenden Klage veranlassen: „Wie weit sind wir doch gesunken!“

Zu den tragischen Dingen gehört entschieden das Schicksal einer Familie, die noch vor kurzem unter die Millionäre registrierte: die Gläubiger der 1. Hypothek sahen sich zu dem Beschlusse veranlaßt, jeden Monat je Fr. 20.— beizusteuern, damit sie vor dem Bittersten bewahrt bleibe! Und dieser Fall soll durchaus nicht vereinzelt dastehen.

Nun ist die internationale Hundeausstellung vorüber. Angefächelt von vielen, vielen Hunde, die mit der Bahn, per Auto und Motorvelo, mit Autocars, kurz, auf alle mögliche Weise, oftmals in Begleitung der ganzen Menschenfamilie in die Ausstellung hinaus verbracht wurden, taten einen die Hunde leid, die nicht ausgestellt wurden, sondern zu Hause bleiben oder sich irgendwo auf der Straße ergehen mußten. Dann wieder erfreute man sich an einer originellen Tieridylle: unter den Lauben ist ein vergitterter Käfig mit Schildkröten aufgestellt, und stundenlang beobachtet ein schwarzer Kater die krabbelnden Tiere, die ihn zu kennen scheinen und mit ihm Freundschaft geschlossen haben.

Man vernimmt nicht nur allerhand, sondern sieht auch mancherlei. So zur Abwechslung die Tücken des Sexkastenteufels. Ist nicht dem Seher des Inseratenteiles einer Zeitung das Mißgeschick passiert, eine gesunde, rüstige Frau statt mit dem Titel: Heiratsgesuch mit dem: Zu vermieten! zu überschreiben! Uns nimmt nur wunder, ob diese Frau Briefe auf ihr Inserat erhielt!

Man sieht auch alles mögliche, das zu Reflexionen veranlaßt. So kann man auf dem Bauplatz der neuen Lorrainebrücke des öfters beobachten, wie die Arbeiter über die Sprossen des Lehrgerüsts, das in kühnen Bogen die Aare und die Uferpartien überwölbt, mit einer Sicherheit, als würden sie über Trottoirs gehen, überschreiten — ein Fehltritt, und ein furchtbarer Sturz in die unten gähnende Tiefe wäre unvermeidlich. Und einem Fensterputzer, der die obersten Scheiben eines turmhohen Fenster-Treppenhauses von außen reinigte und in seiner Höhe ganz klein erschien, blickten die Leute von unten schauernd und staunend zu.

Heute mischt sich in Betrachtungen über Arbeitsweisen kaum mehr die Nuance von Gemütlichkeit, die früher — es ist gar noch

nicht lange her — zu sehen war. Wer erinnert sich noch der Frauen, die auf alten Türvorlagen, Teppichresten oder andern weichen Unterlagen kniend den Münsterplatz vom Grün des Unkrautes säuberten? Mit spitzen Rückenmessern stocherten sie zwischen den Pflastersteinen herum — der moderne Asphaltgewöhnte würde diese Hühneraugenpflaster taufen: Regnete es, dann vollzogen sie die Arbeit im Schutze der Hüte, Pelerinen und in den Schuhen ihrer Männer und Brüder. Es hieß hie und da auch: Pressiere, pressiere! nämlich wenn vom Münsterturm herunter die Dreihürlglocke zu läuten begann. Und auch in diesem Falle wurde ein Aufseher über alles gestellt. Also war diese Institution, die heute so manches Werk der Arbeitsbeschaffung kompliziert, schon als notwendig empfunden. Aber gleichwohl und trotz dem „Pressiere“ ging die Gemütlichkeit bei diesem Arbeitstempo und dieser Arbeitsweise nicht verloren.

Wir wagen trotz zu erwartender Proteste die Behauptung: in Bern ist sie überhaupt nicht untergegangen. Allerdings lebt sie oftmals bloß in Aussprüchen und im Volkshumor weiter. Verlangte da vor einigen Tagen im Tram eine Frau eine Fahrkarte bis zum Antoniergäßli. „Steuergäßli!“ korrigierte sie ein Mitfahrender. Zu Hause sehen wir auf den neuen und alten Plänen der Stadt nach, ob dieses kleine, zwei Straßen verbindende Gäßchen nunmehr also benannt werde oder früher einmal so geheißsen hat. Nichts von alledem. Antoniergäßli heißt es in bezug auf das Antonierhaus oder die Antonierkirche, auf die es führt und dessen Stallung bei seinem Eingang auf der Postgasse untergebracht war. Es findet gleichsam eine Fortsetzung in dem „Oben Gerechtigkeitsgäßli“, das die Gerechtigkeitsgasse mit der Junkerngasse verbindet. Und beide Wege führen zum Erlacherhof, dem städtischen Steuerparadies. Jetzt haben wir den Ursprung dieses neuen Namens gefunden. Aber auf den alten Plänen der Stadt Bern, sogar auf denen, die sie in den Jahren 1192—1255 darstellen, sind diese beiden Gäßchen bereits eingezeichnet — also schon damals, als Gerechtigkeitsgasse und Hornunggasse, wie die Postgasse früher hieß, ununterbrochen bis zum Stalden hinunter gingen. Hat es schon zu jener Zeit so etwas wie ein Steueramt am Ende des heutigen Oben Gerechtigkeitsgäßchens gegeben und suchte man dem Steuerzahler schon zu dieser Zeit einen Umweg zu ersparen? Oder ist unser Zeitalter so verdorben, daß es in allem und jeglichem etwas fiskalisches mittert? Ruegumenand.



gegen Einbruch

Diebessichere

Sicherheitsschlösser

sowie

Ersatzschlüssel

zu allen Systemen vorteilhaft bei

christen

MARKTGASSE 28 BERN